

# Theodor Storm in unserer Zeit

Festvortrag  
gehalten auf der Gründungsversammlung  
der Theodor-Storm-Gesellschaft  
in Husum am 15. September 1948  
von

FRANZ STUCKERT

*Wiederabdruck des 1949 als Sonderdruck im Walter Dorn Verlag in Bremen-Horn erschienenen Vortrags.*

Alle geschichtliche Forschung, und so auch alle literaturwissenschaftliche Deutung von dichterischen Werken der Vergangenheit, hat sich heute zu rechtfertigen und zu bewähren vor der erschütternden Not der Gegenwart. Es geht nicht mehr an, daß der Forscher sich, wie es in anderen Zeiten möglich war, aus der bedrückenden Gegenwart in das »sichere Land der Vergangenheit« flüchtet und sich dort in selbstgenugsamer Stille ein Reich des reinen Geistes schafft. Wenn überhaupt die bis in die Grundfesten erschütterte Welt unserer geistigen und seelischen Existenz wieder aufgebaut werden soll – und das ist die Aufgabe, vor der wir heute alle stehen –, dann müssen auch alle Kräfte des geschichtlich forschenden Geistes in lebendigen Bezug zu dieser Aufgabe gesetzt werden. Konkret gefragt heißt das: ist es nicht wichtiger, statt das Gedächtnis eines Dichters der Vergangenheit durch Bereitstellung ideeller und materieller Mittel zu ehren und zu pflegen, einem heutigen Dichter in der Not des Lebens zu helfen, der vielleicht bereit und fähig ist, uns das weckende oder erlösende Wort für diese Weltstunde zu sagen? Ist nicht alle historische Dichterehrung ein Ausweichen vor den Forderungen der Gegenwart und eine billige Flucht in die Vergangenheit?

Im Falle Theodor Storms muß diese Frage mit besonderem Ernst und Nachdruck gestellt werden; denn er gehört nicht zu den großen Dichtern von überzeitlichem Rang, in denen sich das Ewig-Menschliche in unbestritten gültiger Form über die Jahrhunderte hinweg leuchtend darstellt. Er ist vielmehr ganz besonders eng mit seiner Zeit, mit seinem Volk und seinem Stand verbunden und wird, so scheint es, mit hineingerissen in jenen schauerlichen Wirbel, in dem sich heute das Ende der bürgerlichen deutschen Kultur zu vollziehen scheint. So liegt seine geschichtliche Gestalt der radikalen Kritik unserer Zeit ganz besonders offen, und statt von der Gültigkeit seines Lebenswerkes könnte man heute eher von seiner Fragwür-

digkeit sprechen. Diese Fragwürdigkeit Storms stellt sich dar als historisches, als soziologisches und psychologisches Problem.

Geschichtlich gehört Storm für den oberflächlichen Blick wie wenige unter den echten Dichtern seiner Generation zum 19. Jahrhundert. In ihm wurzelt er durchaus, ohne daß ihn tiefere Beziehungen mit den überzeitlichen Mächten etwa des Christentums oder des Humanismus verbänden. Mit seinem Jahrhundert teilt er die Probleme, die er darstellt und die ihn beschäftigen, und die Stellung und Lösung der menschlichen Konflikte in seinen Novellen ist weitgehend durch das bürgerliche Denken seiner Zeit bestimmt. Er fühlte sich durchaus als Kind seines Jahrhunderts, und mit ihm, so könnte man meinen, wird auch er versinken.

Noch deutlicher wird diese historische Fragwürdigkeit, wenn man an Storms soziologische Bedingtheit denkt. Er war ein bürgerlicher Mensch und bürgerlicher Dichter im ausgeprägtesten Sinne. (Näheres über diesen Zusammenhang in der Einführung meiner Storm-Ausgabe, Walter Dorn Verlag, Bremen 1948, Bd. 1, S. 28f., 31, 38.) Bürgerlich wirkt seine ganze Erscheinung, von der uns Fontane eine bezeichnende Schilderung gegeben hat, bürgerlich gerichtet und geordnet waren sein Denken und Empfinden, sein ganzer Lebensstil. Aus dem Bürgertum seiner Zeit wächst ihm ein großer Teil seiner Stoffe und Probleme zu, und dem bürgerlichen Ethos der Werktreue, Gewissenhaftigkeit und Solidität verdankt sein dichterisches Schaffen den strengen »meisterlichen« Grundzug. An diese bürgerliche Welt ist Storms künstlerisches Werk weitgehend gebunden. Wird es sie, die heute zwischen den Mahlsteinen unserer Zeit zerrieben wird, überdauern können?

Und noch von einer dritten Seite her eröffnet sich uns ein Blick auf die heute so deutlich sichtbar werdende Fragwürdigkeit Storms. Er wurzelte als Mensch wie als Dichter durchaus in der irrationalen Tiefe des Gefühls. Diese Gefühlshaftigkeit ist ein besonderer Reichtum, aber auch eine Gefahr der deutschen Seele. Wohl niemand hat diesen zumeist gefährlichen Grundzug schärfer gesehen und schonungsloser aufgedeckt als Friedrich Nietzsche, wenn er sagt (Jenseits von Gut und Böse, 8. Hauptstück, Völker und Vaterländer, Nr. 244): »Die deutsche Seele hat Gänge und Zwischengänge in sich, es gibt in ihr Höhlen, Verstecke, Burgverließe; ihre Unordnung hat viel vom Reize des Geheimnisvollen; der Deutsche versteht sich auf die Schleichwege zum Chaos. Und wie jeglich Ding sein Gleichnis liebt, so liebt der Deutsche die Wolken und alles, was unklar, werdend, dämmernd, feucht und verhängt ist: das Ungewisse, Unausgestaltete, Sichverschiebende, Wachsende jeder Art fühlt er als »tief.« Wird man bei dieser Schilderung nicht erinnert an die gefühlhaft dahindämmernden oder stolz verschlossenen Menschen Storms, aus denen mit einmal ein Gedanke oder eine Tat aufbricht, jäh, unerwartet, unergründlich? Es ist etwas Undurch-

sichtiges und Unberechenbares in den Stormschen Menschen, das entweder zu lähmendem Selbstgenuß oder zu explosiven Entladungen führt. Heißt es nicht einen gefährlichen Grundzug der deutschen Seele stärken, der uns in den letzten Jahrzehnten zum furchtbaren Verhängnis geworden ist: die Neigung zu gefühlsbedingten Urteilen und Handlungen, den Mangel an klarer Besonnenheit und »heiliger Nüchternheit«, wenn man den heutigen Menschen Storm nahezubringen versucht? Müssen wir nicht gerade der Jugend Storm fernhalten und ihr statt seiner Dichter von höherer Geistigkeit und kühlerer Sachlichkeit in die Hand geben?

Es heißt diese Fragen vorurteilslos und gründlich prüfen, ehe wir Storms Stellung in unserer Zeit bestimmen können.

Gewiß ist, daß Storm aufs engste an seine Zeit, das 19. Jahrhundert, gebunden ist und sich nicht ohne weiteres aus ihr herauslösen läßt. Das wird vor allem deutlich, wenn wir den Lebensraum, das »Milieu«, seiner Novellen betrachten. Die Umwelt des bürgerlichen Menschen des 19. Jahrhunderts wird mit fühlbarer Liebe und dinglicher Schärfe dargestellt. Sie erscheint vor allem in den frühen Situationsnovellen, aber auch in den psychologischen Problemnovellen bis tief in die siebziger Jahre hinein. Novellen wie »Drüben am Markt«, »Von Jenseit des Meeres«, »Beim Vetter Christian«, »Viola tricolor«, »Im Nachbarhause links« und andere sind voll davon. Dann aber, als Storms Darstellungskunst sich größerer Stoffe und tieferer Probleme bemächtigt, verschwinden diese zeitgebundenen Züge der Umweltsschilderung mehr und mehr. Das eigentümlich Menschliche tritt beherrschend in den Vordergrund und streift den Zug zeitbedingter Färbung ab.

Zunächst ist Storms Erzählungskunst auch ganz auf den vorherrschenden Menschentypus seiner Jugendzeit und seines bürgerlichen Standes bezogen: es ist – in seiner letzten wehmütigen Verklärung – der weiche, entsagende Mensch der Biedermeierzeit oder der gebildete Bürger schlechthin. In dem Maße aber, in dem Storms Dichtung echten Wirklichkeitsgehalt gewinnt, überwindet er diese historische und soziologische Abhängigkeit und versteht es nun, das Bürgertum in seiner ganzen Breite, mit dem Reichtum all seiner Typen und Arten als soziale Grundschicht einer mannigfaltig ausgegliederten Volksordnung darzustellen. Daneben entdeckt er das Bauerntum als biologische Grundschicht des Volkes für seine Dichtung und gestaltet es mit erstaunlicher Sicherheit und Schärfe in seiner eigentümlichen, keineswegs geschichtlich bedingten Wertwelt. Auch den von ihm persönlich abgelehnten Adel bezieht er in steigendem Maße in seine Darstellung ein, und was ihm zunächst nur Anlaß zu polemischer Kritik war (»Im Schloß«), wird ihm später, vor allem in den historischen Novellen, zum Gegenstand vollgültiger künstlerischer Gestaltung. Nur in Menschen des Adels glaubte er die Spannungen und Konflikte des »schönen, wilden Le-

bens«, die über die Ebene des Bürgertums hinausragen, dichterisch anschaulich machen zu können. Und sogar in die werdende Welt des Arbeiterstandes hat er, ungleich den meisten seiner Generationengenossen, hineingeblickt und in der Erzählung »Ein Doppelgänger«, die die Not eines arbeitslosen Proletariers und ehemaligen Zuchthäuslers behandelt, eine soziale Novelle von erschütternder Wirkung geschaffen. – So befreit sich Storm in seiner Menschendarstellung allmählich von der Abhängigkeit, in die ihn seine Zeit und seine bürgerliche Herkunft von vornherein brachten. Er sieht und gestaltet den Menschen in dem Reichtum seiner Erscheinungsformen, immer zwar auf dem Hintergrund seiner Zeit, aber doch selten als geschichtlich eng begrenzten Typus, sondern als Möglichkeit und Ausprägung des Menschlichen schlechthin.

Diese allmähliche Lösung Storms von der inneren Gebundenheit an seine Zeit und seinen Stand wird besonders deutlich, wenn wir seine Stoffe und Probleme betrachten. Zwar wirkt die geschichtliche und soziale Lage seiner Menschen auch auf die Problemgestaltung ein, besonders in seiner Frühzeit. So spielt der heute wesenlose Begriff des »Standesgemäßen« in seinem ersten Schaffensabschnitt noch eine wichtige Rolle (»Auf dem Staatshof«, »Auf der Universität«, »Drüben am Markt«), oder der tragende Konflikt wird aus dem Rangunterschied zwischen Adel und Bürgertum abgeleitet. Aber im allgemeinen fehlen spezifisch zeitgebundene Probleme bei Storm, wie sie das »Junge Deutschland« leidenschaftlich gefordert hatte und wie sie von Dichtern wie Heyse, Spielhagen oder Fontane immer wieder behandelt wurden. Ja, man braucht nur die künstlerisch gewiß meisterhaft gestalteten Romane und Erzählungen Fontanes mit ihren unzähligen zeitgeschichtlichen Bezügen und Anspielungen zu betrachten, um zu erkennen, wie viel weniger historisch gebunden Storms Novellen sind und damit die Möglichkeit in sich tragen, über längere Zeiträume hinweg verstanden und genossen zu werden.

Stets geht es Storm um die Gestaltung bestimmter Grundprobleme, die sich aus dem menschlichen Zusammenleben, unabhängig von der besonderen Zeitlage, immer von neuem ergeben. Er ist in der Stellung und Behandlung dieser Probleme keineswegs besonders original, aber sie gewinnen unter seinen Händen, durch die Kraft seines dichterischen Wortes, eine eigentümliche Eindringlichkeit und Leuchtkraft.

Das von Storm am häufigsten dargestellte, weil am tiefsten selbst erlebte und erlittene Urmotiv ist das der Liebe. Zu der gleichen Zeit, da er als Lyriker Macht und Schönheit der Liebesleidenschaft in unvergänglichen Versen feiert, behandelt er in seinen Anfängen als Novellist unter einem merkwürdigen zeitgeschichtlichen Zwange vor allem die entsagende Liebe. In diese Erzählungen legt er alles hinein, was an wehmütiger und schmerzseliger Resignation in ihm ist. Freier und großartiger wird seine Darstellung erst,

als er die Liebe in Seligkeit und Verhängnis als bedrohte und scheiternde auffaßt und damit ihren gefährlichen dämonischen Urgrund bloßlegt (»Auf der Universität«, »Draußen im Heidedorf«, »Waldwinkel«, »Aquis submersus«, »Ein Fest auf Haderslevhuus« u.a.). Dieser dunkle Leidenszug der Liebe als Schicksalsmacht im Menschenleben steht für den Erzähler Storm so sehr im Vordergrund, daß er die erfüllte Liebe verhältnismäßig selten dargestellt hat: am schönsten und leuchtendsten, als das Glück endlichen Sichfindens, in »Von Jenseit des Meeres« und vor allem in »Psyche«, als mystische Seelengemeinschaft in »Ein Bekenntnis«, als wortloses Sichverstehen und echte Ehegemeinschaft im »Schimmelreiter«.

Mit dem Motiv der Liebe ist für Storm aufs engste das der Ehe verbunden, nicht nur als bürgerlich legalisierte Form der Liebesverbindung, sondern als Ausdruck einer Lebensgemeinschaft überhaupt. Sein psychologischer Spürsinn bewährt sich vor allem in der Aufdeckung der eigentümlichen Eheproblematik, die sich fast ungewollt aus den menschlichen Spannungen zwischen den Ehegatten entwickeln kann und die er fast immer einer überzeugenden Lösung entgegenführt (»Späte Rosen«, »Veronika«, »Viola tricolor«, »Ein Doppelgänger«). Ganz schlicht und herzlich hat er aber auch das Glück der Erfüllung in der Ehe dargestellt (»Unter dem Tannenbaum«, »Pole Poppenspärer«, »Beim Vetter Christian«, »Bötjer Basch«, »Der Schimmelreiter«) und ist so zu einem innigen Deuter und Verkünder deutschen Ehe- und Familienlebens geworden.

Aus der Macht des Familienzusammenhanges erwächst für Storm auch das Grundproblem des Verhältnisses von Vater und Sohn, Bruder und Bruder, in dem für ihn besonders deutlich der tragische Urgrund der Welt sichtbar wird. Er selber hat es als liebender und sorgender Vater an seinem ältesten Sohne Hans auf das schmerzlichste durchlebt, und dieser Erlebnisgehalt verleiht den Novellen dieses Problemkreises – bei aller Objektivität der künstlerischen Gestaltung – einen großen Teil ihrer Wirkung (»Carsten Curator«, »Eekenhof«, »Der Herr Etatsrat«, »Hans und Heinz Kirch«). Die Spannweite seines Schaffens aber wird spürbar, wenn man die Behandlung des Brudermotivs in den beiden Novellen »Die Söhne des Senators« und »Zur Chronik von Grieshuus« miteinander vergleicht. Dort die leichte und in ruhiger Heiterkeit endende Lösung des Konfliktes aus der Kraft des Familienbewußtseins, hier der tragische Ausgang eines aus der Tiefe der Geschlechterfolgen aufsteigenden unlösbaren Gegensatzes und damit der Untergang einer ganzen Sippe.

Über den Rahmen des Familienzusammenhanges greift Storm dort hinaus, wo er das Grundproblem von Individuum und Gemeinschaft behandelt. Es stellt sich ihm auf doppelte Weise dar: einmal als die Macht der öffentlichen Meinung in ihrer Rückwirkung auf den einzelnen, zum andern als das Problem »der einzelne und die Gesellschaft« überhaupt. Wie

der Zwang der öffentlichen Meinung – in der Form religiösen Aberglaubens – einen wertvollen Menschen zwar nicht physisch vernichtet, aber ihn in Einsamkeit und Verzweiflung zurückstößt, zeigt er in »Renate«; wie ihr die wirtschaftliche Existenz einer ganzen tüchtigen und ehrenwerten Familie zum Opfer fällt, in der Novelle »Im Brauerhause«. Noch schärfer, ohne die Möglichkeit späterer Milderung und Harmonisierung, ist bei Storm der Gegensatz zwischen dem Lebensrecht des einzelnen und den Ansprüchen der Gesellschaft herausgearbeitet. Er steht gewiß im Zuge seiner Zeit, wenn er sich dabei einsetzt für die Forderungen des einzelnen gegenüber den Vorurteilen, der Bequemlichkeit und Stumpfheit der Masse; aber es ist eben eine menschliche Grunderfahrung überhaupt, der er damit Ausdruck gibt. In der Novelle »Ein Doppelgänger« erliegt der ehemalige Zuchthäusler John Hansen trotz aller Versuche, ein neues ehrliches Leben zu beginnen, dem Mißtrauen und der Hetze der wohlstandigen Gesellschaft; und im »Schimmelreiter« geht die überragende Geistes- und Willenskraft Hauke Haiens letztlich an dem »stumpfen Widerstand der Welt« zugrunde.

In allen diesen Novellen behandelt Storm nicht spezifische Zeit- und Gesellschaftsprobleme, sondern – wenn auch in zeitgeschichtlichem Gewande – menschliche Urprobleme, die immer wieder im Zusammenhang des menschlichen Lebens auftauchen, immer neu ihre Lösung fordern und darum stets verstanden werden. Ihre Spannung erneuert sich mit jeder Generation, bildet einen Grundbestandteil des geistig-seelischen Lebens überhaupt und ragt gewissermaßen nur mit der Spitze in die Ebene zeitgeschichtlicher Bedingtheiten hinein. Die Kraft der künstlerischen Form aber, in die sie vom Dichter gefaßt sind, bewahrt sie vor dem Absinken in den Strom des Vergessens. –

Bleibt Storm schon mit der Behandlung der Stoffe und Probleme seiner Novellen unterhalb der Ebene des geschichtlichen Wandels, weil er – bei aller Geschichtlichkeit seines Denkens – einem ewig Dauernden zugewandt ist, so gilt dies in noch höherem Maße von seiner Sittlichkeit.

Der Philosoph Otto Friedrich Bollnow hat in seinem Buche »Einfache Sittlichkeit« (Verlag Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen 1948) unter dem erschütternden Eindruck der Gegenwart eindringlich darauf hingewiesen, daß neben dem »hohen Ethos« eines Volkes oder einer Kulturgemeinschaft, welches in starkem Maße dem geschichtlichen Wandel unterworfen ist, als tragende Grundsicht die »einfache Sittlichkeit« liegt. Im hohen Ethos prägen sich die Ideale und Sehnsüchte einer Gemeinschaft aus, es faßt die geistige Welt in Wunschbildern von scharfer Einseitigkeit und letzter Unbedingtheit zusammen, aber es scheitert auch immer wieder an dieser Unbedingtheit. Die einfache Sittlichkeit dagegen ist die bleibende Grundlage des alltäglichen Daseins und hält sich weitgehend frei von den geschicht-

lichen Wandlungen als die dauernde Norm menschlichen Zusammenlebens überhaupt.

In Storms Novellen spricht sich nun gerade diese einfache Sittlichkeit mit eindringlicher Klarheit und in schlichter Gültigkeit aus. Gerade das, was man dem Dichter zuweilen wohl zum Vorwurf gemacht hat, daß nämlich seine Kunst nicht tief genug mit dem geistigen Gehalt seiner Zeit gesättigt sei, bewahrt sie vor dem geschichtlichen Absinken. In der Tat begegnen wir dem hohen Ethos in Storms Dichtung kaum. Das verbietet schon der fast durchweg einfache Stoff, der die sittlichen Entscheidungen immer im Rahmen des Alltäglichen und Nahen hält. Es ergibt sich aber auch daraus, daß grundsätzliche weltanschauliche Erörterungen bei Storm beinahe ganz fehlen. Die sittlichen Entscheidungen werden nicht gefällt aus einer bestimmten geistigen Haltung, sondern sie wachsen fast unbewußt empor aus der Tiefe des Gefühls oder richten sich ungeprüft nach den überlieferten Normen der umgebenden Gesellschaft. Storm kennt nicht die idealistische Vereinfachung und Überhöhung des Lebens, wie sie etwa Schiller oder sein Landsmann Hebbel in so großartiger, aber auch einseitiger Form bezeugen, sondern er bleibt immer konkret und lebensnah. Absolute sittliche Entscheidungen liegen ihm fern, er läßt vielmehr jede Entscheidung aus der einmaligen Situation eines bestimmten Menschen entstehen und damit der Gefahr von Irrtum und Schuld ausgesetzt sein.

Trotzdem vertritt Storm keinen sittlichen Relativismus, wie wir ihn bei bedeutenden Dichtern seiner Zeit, etwa bei Fontane oder Heyse, finden. Er ist aufs tiefste überzeugt von der grundsätzlichen Gültigkeit der sittlichen Normen. Sein persönliches Leben zeugt ebenso wie sein künstlerisches Werk von der unbedingten Anerkennung der sittlichen Welt. Storms Gegensatz zu dem befreundeten Heyse kommt gerade auf diesem Gebiet in dem Briefwechsel der beiden Dichter scharf zum Ausdruck. Infolgedessen ist das, was ich das »sittliche Klima« bei Storm nennen möchte, durch und durch gesund. Obwohl die Leidenschaft als große Triebkraft des menschlichen Lebens voll anerkannt wird, obwohl einzelne Menschen sich tief in Irrtum und Schuld verstricken, herrscht in Storms Dichtung doch eine unbedingte Klarheit und Sauberkeit der sittlichen Gesinnung. Sie ist der notwendige Ausdruck der tief sittlichen Natur des Dichters. Diese Sittlichkeit ist ihm durchaus unbewußt, sie ist das selbstverständliche Element seines Lebens. Deshalb erscheint sie auch in seiner Dichtung völlig absichtslos und prägt sich aus in der Selbstverständlichkeit des sittlichen Handelns seiner Menschen. Storm hat niemals wie Stifter durch seine Dichtung erziehen und vorsätzlich »ein Körnlein Gutes zu dem Bau des Ewigen beitragen« wollen (Stifter, Vorrede zu den »Bunten Steinen«), seine Kunst war ihm Gestaltwerdung des lebendigen Lebens und als solche allerdings immer sittlich bestimmt.

Die einfache Sittlichkeit, die sich in Storms Werk ausprägt und die dem Handeln seiner Menschen als ungeschriebene und fast unbewusste Norm zugrunde liegt, wird sichtbar in einer Reihe sittlicher Tugenden, von denen nur einige hier herausgegriffen und behandelt werden können. Diese Tugenden sind keine großen und glänzenden Eigenschaften, es fehlt ihnen das Mitreißende und Beispielgebende der weithin sichtbaren Tat, aber mit ihnen bestehen die Menschen die sittliche Forderung des Alltags, bewähren sich vor dem Leben und vor sich selber.

Die einfachste und bescheidenste dieser Tugenden, die gerade in Zeiten moralischer Erschütterungen als unabdingbare Grundlage menschlichen Zusammenlebens erscheint, ist die »Anständigkeit«. Damit sei jene klare sittliche Haltung bezeichnet, die den Menschen ohne Bindung an eine bestimmte Norm oft gegen seinen offensichtlichen Vorteil und entgegen den Erwartungen der andern Menschen aus dem natürlichen Zuge seines Herzens sittlich handeln läßt. Diese Anständigkeit findet sich bei den einfachen bürgerlichen Menschen Storms sehr häufig. Besonders schön ist sie ausgeprägt in der Gestalt Harre Jensens (»In St. Jürgen«), der seinen Vormund Liborius Hansen wegen seines von diesem vertanen väterlichen Erbes nicht zur Rechenschaft zieht, sondern, um dem alten Manne die Beschämung zu ersparen, alle Hoffnung auf Lebensglück vorläufig begräbt und schweigend in die Fremde zieht. Aber nicht nur bürgerlichen Menschen, die man vielleicht der Schwäche zeihen könnte, ist dieser Zug zu eigen. Der Junker Detlev in der Novelle »Eekenhof« verzichtet auf sein mütterliches Erbe, weil es ihm widerstrebt, mit seinem Vater öffentlich darum zu rechten, aus jener Vornehmheit und Großzügigkeit seines Wesens, die doch in der schlichten Anständigkeit der Gesinnung wurzelt. Und eine so leidenschaftliche Trieb- und Willensnatur wie der Arbeiter John Hansen (»Ein Doppelgänger«) kämpft mit aller Kraft der Seele darum, auch im Unglück anständig zu bleiben, obwohl die Versuchung riesengroß ist, und er hält ehrlich stand, bis das Verhängnis dann doch über ihn hereinbricht. Daran erweist sich, wie sehr die Anständigkeit bei Storm ein sittlicher Grundwert ist, unabhängig von Stand, Zeit oder Lage. Aber im besonderen erscheint diese Tugend der Anständigkeit naturgemäß in der mittleren Lebensschicht des Bürgertums, dessen Werte der »Reputation«, Ehrbarkeit und Rechtlichkeit zum größten Teile in ihr wurzeln. Die Brauerfamilie in der Erzählung »Im Brauerhause« bewahrt sich diese Anständigkeit, auch als ihr die wirtschaftliche Existenz gefährdet wird, als selbstverständlichen Lebenswert. Die stärkste und eindrucksvollste Verkörperung der Tugend der Anständigkeit, Ehrbarkeit und Zuverlässigkeit, gewissermaßen ihr »Idealtypus«, bei Storm ist aber Carsten Curator, der gerade darum eine tragische Figur darstellt, weil seinem Sohne diese Eigenschaften fehlen und er dadurch in seinem tiefsten Lebensgrunde erschüttert wird.

Eine weitere Tugend der einfachen Sittlichkeit bei Storm ist die Treue. Es ist nicht jene heroische Tugend, die das hohe Ethos des Mittelalters als Mannen- und Gefolgschaftstreue überhaupt zum sittlichen Leitwert machte, sondern die schlichte Tugend des Festhaltens und Beharrens, mit der ein einmal ergriffenes Verhältnis zu einem andern Menschen durch alle Anfechtungen und Erschütterungen behauptet wird. Solcher Treue sind nur innerliche und ganz gesammelte Naturen fähig. Während sich diese Treue für Meta in »Abseits« nur in dem innigen Gedenken an den toten Verlobten bewährt, ist sie für Agnes Hansen (»In St. Jürgen«) eine aktive Kraft, die ihr das Leben tragen und gestalten hilft und die sich dem verschollenen Jugendgefährten bis in den Tod verpflichtet weiß. Noch stärker wird diese Treue in Renate, der Heldin der gleichnamigen Novelle, zur treibenden Kraft ihres Handelns. Sie schlägt, obwohl verkannt, verleumdet und verstoßen, über Jahrzehnte hinweg die Brücke zu dem Geliebten ihrer Jugend und bereitet ihm ein seliges Ende. – Richtet sich diese Treue bei den Frauen vor allem auf den Geliebten, so erweist sich die männliche Form dieser Tugend als Treue zu Familie, Sippe und Heimat. Solche Treue preist Storm während der Zeit seiner Verbannung besonders eindringlich in der Novelle »Unter dem Tannenbaum«. Ihre größte Verkörperung aber ist der Junker Hinrich in der Novelle »Zur Chronik von Grieshuus«, der als Wildmeister schweigend und unerkant der Heimat und seinem Geschlechte dient und so den Frevel des Brudermordes zu sühnen versucht. Diese Treue erschöpft sich nicht mehr in schmerzseligem Festhalten an holden Jugenderinnerungen, sondern sie bedeutet aktive Lebensgestaltung, ist ein sittlicher Grundwert, aus dem der ganze Mensch lebt.

Ebenso wird die Tugend der Güte bei Storm mehr und mehr aus einer passiven Haltung zu einer aktiven Kraft. Häufig treffen wir bei seinen Menschen die Güte als seelische Grundstimmung und Grundgesinnung, die den ganzen Menschen formt und durchdringt. Sie findet sich bei Gestalten ganz verschiedenen Alters, verschiedener Art und Herkunft. In Anna (»Carsten Curator«) ist es eine ursprüngliche Heiterkeit und Wärme der Seele, die ausstrahlen und andern Gutes tun muß, in dem »stillen Musikanten« Christian Valentin die seelenvolle Innigkeit, mit der er Mensch und Ding umfängt und sich daraus seine Welt baut. Aber auch so verschiedene Menschen wie der Drechslermeister Paul Paulsen und seine Frau Lisei (»Pole Poppenspärer«) sind ganz von dieser Herzensgüte erfüllt, und in der edlen Gestalt Herrn Gerhards (»Aquis submersus«) erscheint sie als Milde, seelisches Verständnis und freundliche Hilfsbereitschaft. – Noch stärker wirkt die Tugend der Güte dort, wo sie nicht selbstverständlicher Ausdruck der menschlichen Grundgesinnung ist, sondern aus der Tiefe einer andersgearteten Natur erwächst, in der Überwindung innerer Widerstände zur »schenkenden Tugend« wird. Diese Entwicklung machen mehrere Frauen-

gestalten bei Storm durch: aus dem fröhlichen Kinde oder der stolzen Jungfrau wird ein Weib, das nach mancher Enttäuschung und Bitternis des Lebens seinen Lebensinhalt in gütigem Sichverschenken findet. Mag bei Katharina (»Aquis submersus«) auch die große Liebe zu dem Jugendgefährten, dem Maler Johannes, der Hauptantrieb ihres Handelns sein, aus ihrem Wesen strahlt doch die Güte, die in leidvoller Erfahrung gewonnen worden ist. Bei zwei andern Frauen aber wurzelt diese Haltung nicht mehr unmittelbar in der Geschlechtsliebe, sondern in der Demut und dem Mitleid, das sie als Frucht eines harten Schicksals errungen haben. So überwindet Renate ihren Stolz, indem sie zu dem Pastor Josias zurückfindet, und breitet über seinen Lebensabend noch einen letzten Schimmer. Und die blonde Wieb (»Hans und Heinz Kirch«) reißt sich aus ihrer verkommenen Umgebung los und wird die treue Pflegerin jenes Mannes, der all ihr Lebensglück zerstört hat. So wird sie zur stärksten Verkörperung der Herzensgüte, die aus Mitleid und Barmherzigkeit erwächst. Storm drückt das in den bekennnishaften Sätzen aus: »Aber nicht nur von den Sternen, auch aus den blauen Augen des armen Weibes leuchtete ein milder Strahl, nicht jener mehr, der einst in einer Frühlingsnacht ein wildes Knabenhaupt an ihre junge Brust gerissen hatte, aber ein Strahl jener allbarmherzigen Frauenliebe, die allen Trost des Lebens in sich schließt.« –

Solcher ursprünglichen oder allmählich gewonnenen Herzensgüte ist nahe verwandt die selbstverständliche Opferbereitschaft, die viele Gestalten Storms bewähren. Auch sie ist keine heroische Tugend, wie sie das hohe Ethos fordert und preist, sondern eine schlichte Tugend des Alltags. Der einzelne Mensch opfert seine Wünsche, seine Hoffnungen, ja sein Lebensglück der Pflicht oder den unüberhörbaren sittlichen Forderungen des Augenblicks und findet in diesem Opfer den Halt und Frieden seiner Seele. Schon in der ersten Novelle, in der dieses Motiv aufklingt, in »Abseits«, wo Meta ihre Ehe dem Bruder opfert, steht das Bibelwort: »Niemand hat größere Liebe, denn der, daß er sein Leben lässet für seine Freunde« (Johannes 15, Vers 13), und in der Tat ist diese Haltung christlicher Gesinnung nahe verwandt. Es ist eine lange Reihe von Gestalten, die diese schlichte Opferbereitschaft zeigen, und es sind durchaus nicht immer Frauen, die sich so bewähren. Ebenso wie Agnes in »St. Jürgen« auf ihr Lebensglück verzichtet, um dem Vater in seiner Not beizustehen, opfert Carsten Curator Vermögen und Ansehen dem leichtsinnigen Sohne. Eine besondere Form findet dieser Gedanke in den beiden Künstlernovellen »Eine Malerarbeit« und »Ein stiller Musikant«. Hier treten sowohl der Maler Edde Brunken als auch der Musiker Christian Valentin mit ihren menschlichen Hoffnungen und ihren Künstlerträumen ganz zurück hinter hochbegabten jungen Künstlernaturen, denen sie den Weg in die Zukunft bahnen. In höchster tragischer Verschärfung erscheint diese Opferbereitschaft dann in den späten Novellen

Storms. Der Junker Hinrich leistet auf Ansehn, Namen und Besitz Verzicht und dient unerkannt als Wildmeister der Zukunft seines Geschlechts, der er sogar – wiewohl vergeblich – sein Leben opfert. Und Dr. Jebe in der Novelle »Ein Bekenntnis« sühnt seine Gewissensschuld, indem er sich von seinem ganzen bisherigen Leben abwendet und in der furchtbaren Einsamkeit des afrikanischen Urwaldes seine Kräfte im Dienste der Menschenliebe verzehrt. Selbst eine so sehr aus nordisch-germanischem Geiste geborene Dichtung wie »Der Schimmelreiter« gipfelt in diesem Opfergedanken. Hauke Haien glaubt zu erkennen, daß Gott nicht seine Tat, sondern sein Opfer wolle, und stürzt sich mit den Worten: »Herr Gott, nimm mich; verschon die andern!« in die Flut. –

Aus den angeführten Beispielen werden die Grundlinien der sittlichen Anschauungen Storms deutlich. Er vertritt nicht, wie viele seiner Zeitgenossen, eine individuelle Glücks- oder gar Genußethik, sondern eine verantwortungsbewußte Opferethik. Die Haltung seiner Menschen gründet sich ganz auf die Stimme des Herzens, beruht nicht auf der Befolgung eines äußerlichen Pflichtgebotes. Gerade indem sie aus der unbedingten Klarheit und Sicherheit des Gefühls handeln, tun sie mehr und Größeres, als die Pflicht fordert und je fordern kann. Das Gute ist nicht eine von außen wirkende Norm, ein starres »Gesetz«, sondern wird einzig erfahren in der reinen Gesinnung. So sehr diese Ethik sich freihält von allem Formalismus und sich die Freiheit der Entscheidung wahrt, so sehr strebt sie doch nach einer tieferen Bindung. Ihr Ziel ist nicht das Glück des einzelnen, sondern der Dienst am Leben und das Gedeihen der Gemeinschaft. Insofern ist Storm den stärksten Tendenzen seines Zeitalters, die sich im Individualismus und Liberalismus ausdrücken, entgegengesetzt. Aber auch vom Weltbild des Biedermeiers, wie es sich am schönsten in Stifters Werk darstellt, trennt ihn Entscheidendes. Storm kennt keine harmonische Darstellung des Guten in der Welt, keinen endlichen Sieg der ordnenden Kräfte. Das Leben ist immer von den zerstörenden Mächten bedroht, mögen sie ihm als das sittlich Böse, die überlegenen Naturgewalten oder der Tod nahen. Demgegenüber bleibt dem Menschen nur eins: Behauptung seiner eigenen Art, seiner unerschütterlichen Kraft, auch im Untergange.

In der Gestaltung solcher »einfachen Sittlichkeit« spricht Storm stark und unmittelbar zu unserer Zeit. Nachdem alle hohen Ideale, alle großen Werte und Worte zerbrochen sind, hat das Leben sich auf seine einfachsten Grundlagen zurückgezogen. Aus der Stille des Herzens, aus der schlichten Anständigkeit der Gesinnung, aus der Treue, Güte und Opferbereitschaft des einzelnen kann allein eine neue sittliche Ordnung wachsen. Indem wir Storm lesen, tauchen wir zu den Wurzeln einer echten, unvergänglichen Sittlichkeit hinab. –

Storms dichterisches Werk ist also viel weniger an die geistig-seelische Welt des Bürgertums seines Jahrhunderts gebunden, als es auf den ersten Blick scheinen mag, und ist daher von seiner Krise auch nicht in seinem wesenhaften Bestande bedroht. Wie aber steht es mit dem Vorwurf der starken Gefühlsverhaftung Storms? Liegt nicht in seiner Ethik der Gefühlsentscheidung eine psychologische Gefahr, die der Auslieferung aller klaren Maßstäbe an die dunklen, unkontrollierbaren, ja gefährlichen Kräfte der Seele?

So viel ist gewiß, daß manchen Menschen Storms Leid und Not gerade aus ihrer starken Gefühlsgebundenheit erwachsen. Diese äußert sich bei dem frühen Storm meist als überzarte Verfeinerung des Innern und sentimentaler Selbstgenuß, bei dem späten als Leidenschaft und Jähzorn. So erschlägt Junker Hinrich in heftiger Gefühlsüberwallung seinen Bruder (»Zur Chronik von Grieshuus«), weist Hans Kirch den unfrankierten Brief des Sohnes zurück, tötet Hauke Haien den Kater und macht sich die ganze Dorfgemeinschaft zum Feinde. Man könnte meinen, daß durch ein größeres Maß von Vernunft und Besonnenheit das ganze Unheil hätte vermieden werden können. Aber abgesehen davon, daß es fragwürdig ist, außerordentliche Situationen und Seelenbewegungen mit dem Maßstab kluger bürgerlicher Vernunft zu messen und dem Dichter vorzurechnen, so verkennt eine solche Betrachtung auch die Kraft und Wandlungsfähigkeit des Gefühls in den Menschen Storms. Gerade in der Tiefe und Unberechenbarkeit der Gefühlsentscheidung wird der Kern des Menschen freigelegt, und was den Menschen auf der einen Seite in Schuld und Not verstrickt, das hebt ihn auf der andern Seite über das übliche Maß hinaus und macht ihn zu neuen Erlebnis- und Handlungsmöglichkeiten bereit. So zeigt sich der tiefere menschliche Wert Carsten Curators darin, daß er seinem Sohne gegenüber nicht kalt und klug zu handeln vermag, wie es die Vernunft gebietet, sondern daß er sich von seiner Liebe und seinem Verantwortungsbewußtsein immer tiefer in das Verhängnis hineinreißen läßt. Als stellvertretendes Opfer bringt er sich seinem Sohne dar: »Mein Herr und Gott, ich will ja leiden für mein Kind, nur laß ihn nicht verloren gehen!« Erst durch diese Selbsthingabe gewinnt die klare bürgerliche Ordnungsnatur Carsten Curators einen Zug von Menschlichkeit und Größe, der erschüttert und bezwingt. Und wie sich ihm einst durch die Liebe zu Juliane bis dahin verschlossene Erlebnismöglichkeiten geöffnet hatten, so wird er durch das Opfer für den Sohn erst zum ganzen vollen – allerdings tragischen – Menschentum geführt. Ebenso wird der rastlose Schiffer und Händler Hans Kirch erst durch die eigene Schuld zu tieferer Menschlichkeit erweckt und vor das Antlitz der Ewigkeit gestellt. Man hat es als »Erweichung der Tragik« gerügt, daß Hans Kirch und Wieb am Schluß der Novelle den Weg zueinander finden in dem gemeinsamen Gedenken an den verschollenen

Sohn und Geliebten. Aber gerade darin offenbart sich der tiefere Sinn der Erzählung: was aus der jähren Heftigkeit des verletzten Gefühls gefrevelt worden ist, das wird aus der Tiefe des echten Gefühls – nämlich der bis dahin scheu verborgenen Liebe zum Sohne – wieder gesühnt. Auch Hauke Haiens Opfertod ist nur aus dieser Haltung verständlich. Als Gott ihm Weib und Kind genommen hat, den Hort seines Friedens und seines Glückes, antwortet keine Stimme mehr auf sein menschliches Fühlen. Er vollendet sich selbst, ohne lange zu fragen und zu überlegen, indem er sein Werk durch das eigene Opfer krönt, in einer Tat des Gefühlsüberschwanges, die doch von tieferer sinnbildlicher Bedeutung ist.

Handeln aus dem Gefühl bedeutet für Storm also nicht einfach eine Auslieferung an das Irrationale, Unkontrollierbare und Gefährliche. In diesem Handeln werden vielmehr vom Menschen die tieferen Möglichkeiten des Selbstseins ergriffen, in denen er erst ganz zu sich selber kommt. Es ist darum richtig in höherem Sinne, als das Handeln nach rationalen, von außen stammenden Maßstäben je sein könnte. Entscheidend aber bleibt, daß diese Gefühlshandlung unbewußt immer von echten sittlichen Werten getragen ist. Storm liefert uns nicht dem sittlichen Chaos aus, indem er die Entscheidung vorwiegend auf das Gefühl stellt, sondern er entbindet durch das Gefühl gerade die tieferen sittlichen Kräfte des Menschen, die sonst ungeweckt blieben. Darum bilden seine Dichtungen, jedenfalls die späten, auch keine Gefahr für die deutsche Neigung zu unklarer Gefühlsseligkeit, sondern sie sind ein Anruf an die echte, heilsame Macht des Gefühls, aus der sich in wahrer Umkehr des Herzens das Leben erneuert. –

Mag Storm also im Sittlichen und Seelischen auch vor den Forderungen der Gegenwart bestehen, so erhebt sich doch die Frage, ob er als Künstler für unsere Zeit noch etwas bedeuten kann. Liegt nicht zwischen Anspruch und Wirklichkeit der heutigen Dichtung und der Kunst Storms eine fast unüberbrückbare Kluft? Und spiegelt nicht gerade diese Dichtung die eigentlichen Anliegen unseres Zeitalters?

Wenn wir die echte Dichtung der Gegenwart betrachten – alle auf oberflächliche Massenwirkung gestellte Literatur scheidet von vornherein aus –, so erkennen wir Folgendes: Diese Dichtung ist von einer ungeheuren Fülle von Problemen erfüllt. Alle Rätselfragen, die jemals die Welt bewegt haben und heute vor allem das ratlose Menschenherz bedrängen, werden in Drama, Roman und Novelle, ja sogar im lyrischen Gedicht ausgesprochen und diskutiert. Das heißt: Es wird nicht mehr ein fragloses menschliches oder kosmisches Sein gestaltet, sondern es werden Probleme erörtert. Damit hängt die hochgespannte Geistigkeit der heutigen Dichtung zusammen. Jedes klare Sein wird auf seinen geistigen Sinn befragt, in die Tiefe seines seelischen Ursprungs verfolgt und auf die letzte abstrakte Formel gebracht. Das führt zu einer oft gewaltsamen Überhöhung und Überspitzung der

Sprache. Sie soll fähig gemacht werden, den feinsten Reizen und den subtilsten Gedankengängen Ausdruck zu geben, und verliert sich damit leicht an die Ränder des sprachlich überhaupt Faßbaren und Deutbaren. Gewiß sind auf diesem Wege bedeutsame Bereiche des menschlichen Geistes- und Seelenlebens neu erschlossen worden, die früher einfach »unsagbar« waren. Man denke an das, was seit Stefan George und Rainer Maria Rilke in deutscher Sprache dem dichterischen Wort hinzugewonnen worden ist. Aber die Wirkung solcher Dichtung auf die Menschen, auch solche, die willig und aufnahmebereit sind, steht oft in einem umgekehrten Verhältnis zu der Höhe ihrer Geistigkeit und der Kostbarkeit ihrer Form: der bedeutende Gehalt überanstrengt den Geist, der berauschte Klang flutet beziehungslos am Ohr vorüber, das dichterische Wort »trifft« die Seele nicht mehr.

Gegenüber solcher von hoher Geistigkeit geprägten Dichtung wirkt Storms Dichtung nicht nur ungewöhnlich einfach, sondern in der Begrenztheit ihrer Stoffe und Probleme beinahe dürftig. Und trotzdem wirkt sie auch auf Menschen unserer Tage häufig stärker und unmittelbarer als jene hohe Kunst. Worin besteht das Geheimnis dieser Wirkung?

Ein paar Beispiele mögen es verdeutlichen.

»Heute, nur heute  
Bin ich so schön;  
Morgen, ach morgen  
Muß alles vergehn!  
Nur diese Stunde  
Bist du noch mein;  
Sterben, ach sterben  
Soll ich allein.«

In der ungemainen Schlichtheit dieser Verse drückt sich die allgemeine Erfahrung der Vergänglichkeit bezwingend aus. Kein hoher Gedanke, kein ungewöhnlicher Reim läßt aufhorchen, alles wirkt kunstlos und ungewollt. Aber in diesen Versen schwingt eine geheime Musik, zittert die Angst des Menschenherzens, schluchzt die Not der Vergänglichkeit. Dieser Ton wird unmittelbar verstanden und trifft die Seele.

Dieselbe Unmittelbarkeit der Wirkung spricht aus Storms Naturlyrik, von der eins der kürzesten Lieder, das 1860 entstandene Gedicht »Juli«, für diesen Zusammenhang besonders aufschlußreich ist:

»Klingt im Wind ein Wiegenlied,  
Sonne warm herniedersieht,  
Seine Ähren senkt das Korn,  
Rote Beere schwillt am Dorn,  
Schwer von Segen ist die Flur –  
Junge Frau, was sinnst du nur?«

Dieses Sommerbild ist scheinbar aufgelöst in einer Reihe von Einzeleindrücken, die in höchster Farbigkeit und Prägnanz vor uns stehen. Aber sie alle werden zusammengehalten durch einen höheren Sinnbezug, der sie alle durchwaltet und auf eine höhere Ebene hebt, auf der nun Natur- und Menschenleben als große beglückende Einheit erscheint. Der Rhythmus der Verse verbindet sich dabei mit der »Sinnlichkeit« der Bilder zu höchster geschlossener Wirkung.

Nicht nur in kurzen, wie absichtslos hingehauchten Liedern ist Storm solcher Kunst fähig. Seine ganze Lyrik ist voll davon. Ein Beispiel aus den politischen Gedichten (»Gräber an der Küste«, Strophe 3):

»Es steigt die Flut; vom Ring des Deiches her  
Im Abendschein entbrennt der Wasserspiegel;  
Ihr schlafet schön! Das heimatliche Meer  
Wirft seinen Glanz auf euren dunklen Hügel.«

Hier ist es vor allem die starke Leuchtkraft der Farben und Bilder, die das Schauen des Hörers oder Lesers entbindet. Sie führt zu jenem Sinne, der hinter Farben und Bildern liegt, vielmehr durch sie hindurchwirkt als das einigende und beseelende Band. Das Wort gleitet nicht beziehungslos über seinen Gegenstand hinweg, sondern es ist aus ihm heraus geboren und ist darum unmittelbar sinnfällig.

Schon an diesen wenigen Beispielen läßt sich das Wesen der Stormschen Dichtung, zunächst der Lyrik, erfassen. Ihre Schlichtheit ist ebenso Ausdruck eines auf das allgemein Menschliche und allseits Verständliche gerichteten Stilwillens wie einer klaren Sachlichkeit und Gegenstandstreue. Darum sucht sie über das geistig Abstrakte hinweg immer zum Bilde vorzudringen und dieses ins Sinnbildliche zu erheben. Die Bildhaftigkeit der Sprache und die feinste rhythmische Schmiegsamkeit der Verse dient aber nur dem Ziele, die Einheit von Sinnform und Klangform herauszutreiben, die das Geheimnis aller echten Dichtung ist. Aus dieser Einheit ergibt sich die zwingende Gefühlskraft, die – aus der Tiefe des Dichterherzens geboren – wieder zum Herzen spricht.

Storm hat seine organische Formauffassung immer wieder hervorgehoben und verteidigt. Ihr Wesen erschließt sich uns besonders klar aus zwei Worten aus Goethes »Italienischer Reise«. Bei der Betrachtung von Meeresschnecken am Strande des Adriatischen Meeres bei Venedig ruft Goethe aus: »Was ist doch ein Lebendiges für ein köstliches, herrliches Ding! Wie abgemessen zu seinem Zustande, wie wahr, wie seiend!« (9. Oktober 1786); und als er sich über die Arbeitsweise der griechischen Künstler klar zu werden versucht, bekennt er: »Diese hohen Kunstwerke sind zugleich als die höchsten Naturwerke nach wahren und natürlichen Gesetzen hervor gebracht worden. Alles Willkürliche, Eingebildete fällt zusammen, da ist

die Notwendigkeit, da ist Gott.« (6. September 1787.) Auch Storms Lyrik ist in der Schlichtheit und Reinheit ihrer Sageform völlig »abgemessen zu ihrem Zustand«, sie ist durch und durch wahr von echtem Sein erfüllt. Denn sie ist, um ein anderes Goethewort zu gebrauchen, nicht auf »Effekt« gearbeitet, sondern reiner Ausdruck einer »Existenz«. In ihr gründet der Eindruck naturhafter Notwendigkeit, den Goethe so sehr an der griechischen Plastik bewunderte.

Diese organische Form kennzeichnet nicht allein Storms Lyrik, sondern auch seine Erzählungskunst. Für die Sicherheit von Storms Formgefühl spricht es, daß er niemals experimentiert hat, niemals – wie etwa sein Zeitgenosse Otto Ludwig – in Ansätzen und Entwürfen steckengeblieben ist. Er wußte von vornherein, welche Form einem bestimmten Gegenstande angemessen sei oder sich aus ihm organisch entfalten lasse. Daher finden wir in seiner Novellendichtung eine große Mannigfaltigkeit von Erzählungsformen. Diese Vielgestaltigkeit fällt besonders bei einem Vergleich mit Heyses zahlenmäßig sehr viel umfangreichem Novellenwerk auf, in dem zwei oder drei bestimmte Typen immer wiederkehren. Bei Storm stehen Form und Gehalt in einem jeweils verschiedenen, aber immer notwendigen Wechselverhältnis. Fast jede Novelle hat ihre besondere Form und ihren eigentümlichen Ton. Diese Verschiedenartigkeit wird vor allem deutlich dort, wo Novellen wie »Waldwinkel«, »Ein stiller Musikant«, »Psyche«, »Im Nachbarhause links«, »Aquis submersus« unmittelbar hintereinander entstanden sind (1874–1876).

Die Spannweite der Möglichkeiten verschiedenartiger Formgestaltung aber zeigt sich unter den tragischen Novellen der Spätzeit besonders klar an der bürgerlichen und der geschichtlichen Reihe. Die bürgerlichen Novellen, etwa »Carsten Curator« oder »Hans und Heinz Kirch«, sind gekennzeichnet durch die Strenge und Gedrungenheit ihrer Form, durch die Zielstrebigkeit und das klare epische Nacheinander der Erzählung, die Sachlichkeit, ja Nüchternheit des Ausdrucks. In den historischen Novellen dagegen (vor allem »Aquis submersus«, »Eekenhof« und »Zur Chronik von Grieshuus«) baut sich die epische Handlung aus Bruchstücken und Erinnerungsresten auf, alle Klarheit der Umrißlinien ist aufgelöst in ein beziehungsvolles Hell-Dunkel, aus dem die Ereignisse und Gestalten bald blasser, bald schärfer beleuchtet hervortreten; Formen und Farben verschwimmen und sind »nur so aus dem Nebel herausgetuscht«, wie Storm selber sagt, ein Meistergriff, der gerade das Schattenhafte vergangenem Daseins unübertrefflich festhält.

So macht Storms dichterische Form durchweg den Eindruck künstlerischer Gediegenheit und Echtheit. Nichts ist Zwang, nirgends herrscht ein vorgegebenes Schema, alles ist von innen her gebildet. Gehalt und Gestalt wachsen organisch empor zu einer geschlossenen Einheit, die man getrost

»deutsche Form« nennen kann; wie man ja überhaupt dem Ausländer auf die Frage: »Was ist deutsch?« antworten kann: »Lest Storm!« – Und von hier aus erfährt auch die Einfachheit und Schlichtheit Storms ihre tiefere Sinn-  
deutung. Sie ist nicht lediglich »Mangel an Geistigkeit«, wie man ihm oft vorgeworfen hat, sondern bedeutet Rückführung der Kunst auf ihre elementaren Grundformen. Storm ist es gelungen zu verwirklichen, was einer der größten lebenden Meister der deutschen Erzählkunst, Wilhelm Schäfer, als das eigentliche Ziel der Kunst bezeichnet hat: »Die Kunst ist, nicht das Einfache bedeutend, sondern das Bedeutende einfach zu sagen.« Gerade in ihrer Schlichtheit, Sinnhaftigkeit, Echtheit erfüllt Storms Kunst das Grundgesetz der Schönheit. Sie erstrebt es nicht absichtsvoll, sondern verwirklicht es gewissermaßen ungewollt. Damit bestätigt sie Mörikes tiefes Wort: »Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst« (Auf eine Lampe).

Auf diesem Felde liegt auch die dichterische Aufgabe Storms in unserer Zeit. Er zeigt uns nicht nur den unverrückbaren Grundbestand echten Menschentums in der einfachen Sittlichkeit, sondern er bietet auch als Dichter ein Beispiel unbeirrbarer künstlerischer Echtheit. Aus dieser Haltung lehnte er alles Gekünstelte, Übertriebene, weit Hergeholte ab, wie ihm überhaupt die »Phrase« in jeder Form verhaßt war, und diente in Treue seinem Werk als »stiller Goldschmied und silberner Filigranarbeiter« (Gottfried Keller). So kann er uns helfen, wieder zur Einfachheit und Ehrlichkeit des Wortes zurückzufinden, nachdem das Wort in unserer Zeit maßlos übersteigert, aufgebläht, zerschrien und damit völlig entleert worden ist. Dann führt er uns nicht nur sittlich, sondern auch geistig auf einen gesunden Boden zurück, auf dem wir wieder aufbauen können.

Die Aufgabe der Storm-Gesellschaft aber ist es, die geistigen, sittlichen und künstlerischen Werte, die sein Werk birgt, zu entbinden und fruchtbar zu machen für das Leben der Gegenwart. Sie wird diesem Ziel nicht gerecht durch vielgeschäftige Betriebsamkeit, sondern einzig durch getreuen, beharrlichen und bescheidenen Dienst am Werke des Dichters. Diese Arbeit muß getragen sein von dem Geiste wahrer Ehrfurcht und Liebe. Nur aus solcher Liebe wächst wahre Erkenntnis, die, ohne den Gegenstand ihrer Verehrung überschwänglich zu vergrößern, in strengem Dienen ihre Aufgabe erfüllt. In diesem Sinne wollen wir uns alle zu den Worten bekennen, mit denen einst Detlev von Liliencron den verehrten Dichter grüßte:

»Viel dunkelrote Rosen schütt ich dir  
um deines Marmorsarges weiße Wände  
und senke meine Stirn dem kalten Stein:  
Du warst ein Dichter, den ich sehr geliebt  
und den ich lieben werde bis ans Grab.«